

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Band: 14 (1960)

Artikel: Brief aus Kanada
Autor: Germann, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1063230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brief aus Kanada

Am 5. April 1927 bestiegen 27 Schweizer und ich im Bremerhafen das Schiff York. Mein Partner in der Kabine war Franz Mabillard, ein Walliser. Wir hatten auf dem Schiff ein kleines Esszimmer gerade für uns Schweizer. Das Essen war sehr gut. Aber nach einigen Tagen kamen immer weniger zum Tisch; auch ich war mehrere Tage seekrank. Am achten Tage kam ein rechter Sturm. Die Wellen waren so hoch, dass man glaubte, sie deckten das Schiff zu. Das Wasser spritzte immer schlimmer über das Schiff und die Passagiere mussten hinunter in ihre Kabinen. Nach 24 Stunden liess das Unwetter nach, und man konnte wieder aufs Deck. Am zehnten Tage sahen wir zwei Eisberge. Am elften Tage ertönte der Ruf «Land», worüber jedermann froh war. Einen Kilometer vom Strand erschienen zwei kleine Schiffe, die den grossen Dampfer nach Halifax begleiteten. Die Pässe wurden gestempelt und noch am gleichen Abend führte uns die Bahn weiter. Jeder von uns hatte eine kleine Kiste mit Essen erhalten. Die Nacht war zu heiss für uns Junge, und nach langem Probieren konnten wir ein Fenster öffnen, mussten am Morgen aber lachen, da wir aussahen wie Neger. Am folgenden Abend kamen wir nach Montreal. Es war gerade Ostern, und wir mussten zwei Tage warten, bis das Arbeitsbüro offen war. Wir erhielten Adressen für unsere Stellen. In vierstündiger Fahrt brachte uns hierauf der Zug zu unsern Meistern. Ich musste eine Station weiter fahren als Franz. Beide Meister hatten das Telephon und so konnten wir öfters zusammen reden. Lachen mussten wir über die kleinen Kühe, die sie dort haben. Unser Lohn war 25 Dollar im Monat. Da wir gehört hatten, dass im Herbst ein Extrazug mit Erntearbeitern nach dem Westen fahre, gingen wir auch mit. Die Retourfahrt kostete ein Viertel der gewöhnlichen Taxe. Nach zwei Tagen und einer Nacht erreichten wir Winnipeg. Von dort schickten sie eine Anzahl Arbeiter nach Saskochwan. In Pontiax stiegen Franz und ich aus. Kaum war ich vom Wagen herunter, kam schon ein Farmer zu mir und sagte, er brauche Arbeiter. Er stellte Franz und mich und noch zwei andere für vier Dollar im Tag an. Drei Wochen stellten wir Garben auf. Dann kam das Dreschen; da erhielten wir sechs Dollar im Tag. Ende Oktober war alles fertig. Franz und ich hatten keine Lust, nach dem Osten zurückzukehren, und da Franz katholisch war, liess er sich vom Priester beraten. Dieser sagte ihm, dass er in einigen Tagen mit 22 französischen Kanadiern nach Peace River

fahren werde. So fuhren wir auch mit weiter nach Westen, durch Alberta, so weit die Bahnlinie führte. Ich denke, wir waren 38 Stunden auf dem Zug. Zwischen Winnipeg und Edmonton ist die Prärie völlig flach, grösstenteils mit Getreide bepflanzt. Von Edmonton bis Grand Prairie Alberta war meistens Gebüsch und See, ganz wenig Farmerland. In Grand Prairie, am Ende der Bahnlinie war wieder schönes Land, aber alles besiedelt. Unser Ziel war Fort St. John, 125 Meilen Northwest British Columbia. Wir stellten einen Mann an, der uns mit seinem Lastauto weiter befördern sollte. Nur 25 Meilen vor St. John kam es zu einem Halt an einem kleinen Fluss, wo die Brücke nur halb fertig war und der Weg auch nicht sicher für einen Lastwagen. Da mussten wir entscheiden, was machen. Fünf von uns wollten weiter. Wir bezahlten dem Automann unsern Teil, die andern kehrten zurück nach Grand Prairie, darunter auch Franz, der ebenfalls kalte Füsse bekommen hatte. Ein Mann wohnte bei der Brücke, der hatte zwei Pferde. Wir stellten ihn an, uns am nächsten Tage mit Schlitten nach Peace River — Friedensfluss — zu führen. So kamen wir am nächsten Abend nach Peace River. Dort konnten wir alle bei einer Familie übernachten. Denn wir waren immer noch 11 Meilen von Fort St. John entfernt. Die Leute sprachen englisch, und von da an war ich immer unter englischsprechenden Leuten und musste dann Englisch lernen. Am nächsten Morgen brachte uns der Gastgeber, immer je einen aufs Mal, mit einem kleinen Kahn über den grossen Fluss, der bedeckt war mit schwimmenden Eisblöcken. Der Mann hatte Mühe, da zwischendurch zu rudern, und jetzt verstand ich, warum er auf einmal nur einen von uns mitnahm. Als alle fünf darüber waren, gings zu Fuss weiter. Nach einer Stunde Wanderung kamen wir zu einem Homesteoder. Hier genossen wir ein Mittagessen und konnten nachher weiter fahren. In Fort St. John waren Postbüro und Telephon in einem Gebäude von Rundholz, eine Strecke weiter war ein Homesteoder, ein kleines Haus mit einem grossen Tisch in der Mitte, da waren Kleider und Nahrungsmittel zu verkaufen. Eine halbe Meile weiter war ein Schulhaus wo sieben Kinder in die Schule gingen. Ein kleines Dampfschiff kam alle Sommer einmal auf dem Fluss gefahren mit Siedlern, Nahrungsmitteln und andern Waren.

Der Scoty und ich wurden bei Joe Clark angestellt, das war ein Mann in den Vierzigerjahren. Er brachte viel Fracht nach dem Norden hinauf zu den Trapern und Indianern, bis 280 Meilen weit. Auf fünf Schlitten mussten wir Kisten machen und einige Pferde wurden ans Ziehen gewöhnt. Der Jamay war der Koch. Er kochte einige Säcke Kartoffeln, liess sie gefrieren und in Kisten laden. Auch viel Brot

wurde gebacken und gefroren. Nach drei Wochen fuhren wir los mit den fünf Schlitten. Alles Futter für die zehn Pferde musste man noch oben auf den Schlitten laden.

Am ersten Abend hiess es: Camp machen! Die Pferde wurden an Bäume gebunden, mit zwei Pferdedecken zugedeckt und gefüttert, dann unter zwei Bäumen der Schnee fortgeschaufelt, das Zelttuch an den zwei Bäumen festgebunden, so dass man hier darunter aufrecht stehen konnte, während das andere Ende am Boden festgemacht und mit etwas Schnee bedeckt wurde. Dann wurde vorne ein langes Feuer gemacht, in Kesseln Schnee geschmolzen für die Pferde und für uns, das Nachtessen gekocht, gefrorene Kartoffeln aufgewärmt, auch Brot und Moosemeat (Hirschfleisch). Man musste den Teller dicht am Feuer halten, sonst gefror das Essen wieder. Als wir unsern Hunger gestillt hatten, suchten wir von kleinen Tannenbäumchen Äste, legten diese hinter dem Feuer auf die Erde, die Bettdecken darauf. Unterdessen hatte der Koch die Geschirre gewaschen. Dann wurde noch trockenes Holz gehackt um das Feuer zu unterhalten und für das Frühstück. Einer musste am Morgen früh aufstehen um die Pferde zu füttern. Bald hatte der Koch das Frühstück fertig. Nach dem Essen wurden die Bettdecken zusammengerollt und gebunden, alles auf den Schlitten geladen und sobald der Tag anbrach, ging's weiter. War das erste Gespann müde, den Weg durch den tiefen Schnee zu bahnen, kam ein anderes an die Spitze. So ging's alle Tage.

An Weihnachten waren wir ungefähr 150 Meilen von Fort St. John in einem tiefen Graben unter grossen Tannenbäumen bei einer Kälte von 55 Grad Fahrenheit (30 Grad Celsius) unter Null. Die Nordlichter waren so hell, dass man glauben konnte, es wäre Vollmond. An jenem Abend hatte ich das erstemal Heimweh und dachte: Es ist nur gut, dass meine Eltern nicht wissen wo ich bin. Nach 18 Tagen kamen wir an einen Fluss (Nelson), da waren zwei Hütten und sechs oder zehn Indianer Tepees. Die zwei Weissen dort hatten viele Pelze und handelten mit Joe, meinem Meister, um Mehl, Zucker, Kaffee, Tee, aber auch um Kleider usw. Wir blieben einige Tage dort. Die übrige Fracht wurde auf drei Schlitten geladen und Scoty und ich wurden zurückgeschickt. Die letzte Strecke gingen sie dann auf dem Fluss, wo das Eis ein Meter dick war. In sechs Tagen kamen wir zurück, die meiste Zeit gelaufen um uns warm zu halten. Scoty suchte andere Arbeit und ich blieb bei Joes zwei Brüdern Alf und Robert. Nun hatte ich keinen Dolmetscher mehr und musste englisch lernen. Der März kam, die Tage wurden länger und es war nicht mehr so kalt. Die Clark-Brüder hatten 75 Pferde in der Gegend zerstreut. Die scharrtten

mit ihren Füßen den Schnee fort zum Grasfressen. Die meisten waren sehr wild. Wir brauchten drei gute Reitpferde um die andern in die Coral (Färich) zu bringen. Das erstemal brachten wir zwölf Stück hinein. Vier dreijährige behielten wir drin. Dann kam Alf mit dem Schlingseil und bald hatte eins das Seil um den Nacken. In der Mitte der Coral war ein fester Pfosten, daran wurde das Seil festgemacht; und wie das wilde Pferd um den Pfosten sprang wurde das Seil immer kürzer, bis das Tier am Pfosten war. Dann hat man so schnell als möglich eine Halfter aufgemacht, sodass es wieder Luft bekam. Wenn es zu lange ging, sind die gefangenen Pferde umgefallen. Dann musste man das Seil schnell lösen, bevor sie erstickten. Rasch waren sie schweissbedeckt und in etwa einer halben Stunde so ermüdet, dass man sie ein paar Stunden herumführen und endlich in den Stall binden konnte. Mit viel Geduld konnte das wildeste Pferd nach 3–4 Tagen gut wissen, was man von ihm wollte.

Im Juni kam ich dann auf meine Homestead, anfänglich ein kleines Zelt. Aber da sind die Mücken unten hereingekommen. Rauch war das einzige Mittel um sie zu vertreiben; so halbverfaultes Holz war am besten um den Rauch lange zu erhalten. Dann konnte ich auch schlafen. Ich grub einen kleinen Keller, und von Rundholz baute ich eine Hütte (Schak) mit *einem* Raum. Als der August kam, war das Geld fort. Dann ging ich zu Alf und holte mein Reitpferd, mit einer Decke hinten am Sattel aufgebunden, etwas zu essen und einen kleinen Kessel zum Kaffee kochen. So reiste ich von hier zurück nach Osten. Abends band ich das Pferd an ein langes Seil zum Grasfressen und brauchte den Sattel als Kissen, so hatte ich unter der Decke warm. Alles war so ruhig. Nur in der Ferne hörte ich Präriewölfe schreien; gewöhnlich bedeutet das Sturm. Nach dreitägigem Reiten kam ich nach Spirit River und fand Arbeit. Nach der Ernte kaufte ich noch ein Pferd, einen alten Wagen, einen Heizofen und Fenster für die Blockhütte, nicht zu vergessen auch die Lebensmittelvorräte für den Winter. So kam ich zurück auf die Homestead. Jenen Winter hatten wir wenig Schnee, und so konnte ich viel Gebüsch hacken zwischen offenem Land. Ein Traper hat mir zwei Wolfshunde gelassen und wenn das Wetter klar war, ritt ich am Morgen mit dem Pferd fort, begleitet von den Hunden. Wenn ein Cayot zu sehen war, schlich ich so dicht wie möglich hinzu, brauchte nur Cayot zu sagen und die Hunde rannten dahin. Bis ich mit dem Pferde dort war, war der Cayot tot. Der eine Hund hatte ihn festgehalten, der andere ihn beim Nacken gepackt und geschüttelt und so das Genick gebrochen. Ich konnte nur vier Stück so überrennen. Es gab überhaupt nicht viele

und einige entflohen ins Gebüsch wo die Hunde nichts mehr machen konnten. Damals brachte ein Cayot 20 Dollar ein, jetzt ein bis zwei Dollar.

Im Frühling verbrannte ich die Haufen Gebüsch und hatte 20 Acker fertig zum Brechen. — Ich lernte einen Schweizer kennen, Frank Gessler, der schon seit zwölf Jahren in Kanada war. Er kam im Frühling in jene Gegend und gründete sich eine Heimstatt zehn Meilen von mir. Im Winter ging er trafen. Er hatte drei gute Lastpferde, die er mir anbot um das Stück Land zu pflügen, oder wie man sagt aufzubrechen. Bis Frank wieder auf seine Traplinie ging, pflügte ich mit seinen vier Pferden. Noch manchen Sommer konnte ich den Pflug halten und hinten nachlaufen. Nach acht Jahren brauchte ich dann acht Pferde, vier und vier an einem grössern Pflug mit zwei Rädern vorne. So konnte ich hinten drauf stehen, was mir besser gefiel als das Laufen. Ich konnte auch die Baumstrünke besser sehen und wenn der Pflug sich einem grossen «Stock» näherte, rief ich zu den Pferden, bewarf sie mit etwas Erde, dann ging es meistens glücklich zwischendurch. War der Pflug aber im «Stock» stecken geblieben, musste ich diesen loshacken, was nicht so leicht ging. Nach Jahren kam der Traktor mit starkem Pflug. Damit kann man vor- und rückwärts fahren, bis der Stock sich löst. Heute brauchen die meisten Farmer keine Pferde mehr. Ich habe zwei Reitpferde und zwei Zugpferde, die ich nur im Winter brauche.

Im Jahre 1931 kam die Eisenbahn nach Dawson Creek. Dann waren wir nur noch 65 Meilen von der Bahn. Im Jahr 1932 hatte ich verkäuflichen Weizen, 1½ Tonne erstklassigen. So fuhr ich mit zwei Pferden und Wagen nach Dawson Creek, wo ich etwas über 12 Dollar erhielt. Die sechstägige Reise verursachte mir etwa 12 Dollar Unkosten, sodass für den Weizen eigentlich nichts übrig blieb und ich auch nicht viel einkaufen konnte. So billig war damals der Weizen. Heute würde die Lad Weizen 60 Dollar einbringen. So, das war das erstemal mit dem Wagen dorthin und auch das letzte. Aber im Jahr 1935 hatten wir die ersten Schweine für den Markt. Im Februar luden wir 9 Schweine auf den Schlitten, einen Deckel auf die Kiste, darauf Futter, meine Bettrolle und Esskiste. Am nächsten Morgen früh los nach Dawson Creek. Nach drei Tagen kam ich dort an. Das Uebernachten unterwegs hatte mich jede Nacht einen Dollar gekostet. Die Schweine brachten jedes 13 Dollar ein. Jetzt besorgte ich meine Einkäufe in Dawson Creek und kaufte auch für meine Frau, was sie mir aufgeschrieben hatte. So wurden Schweine und Getreide 3—4 Winter nach Dawson Creek gebracht. Später wurde der Weg verbessert und

dann kamen die Lastwagen bis auf die Farm und luden die Schweine und das Schlachtvieh auf.

Im Jahre 1940 wurde die Alaskastrasse gebaut, 1600 Meilen lang; mit einer 800 Meter langen Brücke über den Peace River, diese 1942. Im Oktober 1957 brach das eine Brückenende ein, und eine neue Brücke wurde gebaut, welche 5 Millionen Dollar kostet.

In Fort St. John wurde ein grosser Flugplatz eingerichtet, allerdings bedingt durch den letzten Krieg. In 26 Stunden könnte man von hier in der Schweiz sein. Im Jahr 1947 kamen sie mit Bohrmaschinen nach Fort St. John und bohrten hier nach Gas und Oel. Sie fanden soviel Gas, dass eine grosse Raffinerie gebaut wurde. Eine Röhrenleitung von einem Meter Durchmesser wurde nach der Westküste Vancouver gemacht, 750 Meilen lang. Durch diese Leitung strömt das trockene Gas, welches zum Heizen und Kochen verwendet wird. Für auf die Farm kann man es in Tanks kaufen.

Der 3. Oktober 1958 war für uns alle ein grosser Tag: Der erste Bahnzug oder eigentlich drei Züge kamen nach Fort St. John. Was für ein Fest nach 31 Jahren des Wartens! Fort St. John hat heute 4 grosse Schulhäuser mit über 1200 Schulkindern. Dadurch sind allerdings auch die Steuern erhöht worden. Die alten Pionierjahre sind vorbei und bald vergessen. Ich kann nur denken, wann der Tag kommen wird, da sie Billette verkaufen zum Mond oder Mars, einfach oder retour! —

Im Jahre 1947 hatte ich mit meiner Familie die Freude, meine schöne Heimat wiederzusehen, viele Schulkameraden und Freunde, auch meine Lehrerin Frau Margrit Aellig-Germann und den Lehrer Herrn Hans Künzi.

An alle Heimatbriefleser einen freundlichen Gruss aus Kanada

von Albert Germann.

Em Bärgetur vur 44 Jahre

Es mal aneme schöne Sunntig siber rätig worde, d Marie un ig, wir welle n i ds Bütschi zum Süsi ga gugge fur ne Supf Nidla. Aes het ja schoe mengischt gsiit, wir sölle choe. Dä Sunntig ischt grad Bunderbredig gsi u wir hi n e ki Chinderlehr ghabe, drum sisi dahime n iverstande gsi. Wir hii n us schützigl gfröwt, u n am Morge n um Vieri siber dur ds Bunderle n usi gschpandüret, sicher es bitzi gumpergöeligu. Es ischt e wunderbara Morge gsi. Aber e tolla Schutz hii ber müesse n underwäge si bis zum allerhinderische Stafel im Bütschi.